

*Von Andrew Clover ist bereits folgender Titel
im Knaur Taschenbuch erschienen:*

Die Liebe ist eine heimtückische Herausforderung

Über den Autor:

Andrew Clover, 1976 geboren, ist Kabarettist, Schauspieler und Schriftsteller. Er ist verheiratet und hat drei Töchter – Monate seines Lebens hat er damit zugebracht, mit Barbies zu spielen. Seine *Sunday Times*-Kolumne »Dad Rules« war ein Riesenerfolg. Nach seinem bezaubernden »Die Liebe ist eine heimtückische Herausforderung« folgt endlich sein zweiter Roman »Das große Glück tanzt auf den kleinen Wellen«.

Andrew Clover

*Das große Glück
tanzt auf den
kleinen Wellen*

Roman

Aus dem Englischen von
Katharina Volk

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»The Things I'd Miss« bei Arrow Books.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Juli 2016

Knaur Taschenbuch

© 2014 Andrew Clover

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Isabelle Toppe

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51794-9

2 4 5 3 1

A decorative graphic consisting of multiple thin, overlapping lines that form a wave-like shape. It starts with a tight, circular swirl on the left side and then flows outwards as a long, thin, undulating line that spans across the top of the page.

*Das große Glück tanzt auf den
kleinen Wellen*



Kapitel 1



Gestern Abend hatte ich Streit mit Simon. Er verzog sich in sein Zimmer über der Garage. Allein in unserem Ehebett schlafe ich unruhig und träume verwirrend schön von Hugh Ashby, meiner ersten wahren Liebe.

Es knallt. Ich werde vom Lärm der zuschlagenden Haustür geweckt. Zugegeben, ich bin selbst an guten Tagen ein Morgenmuffel. Mühsam steige ich aus dem Bett und sehe, dass es draußen dunkel und windig ist. Auf dem Weg die Treppe hinunter flattern mir all die schlimmen Worte unseres Streits wie aufgeschreckte Fledermäuse wieder durch den Kopf. Ich bin angespannt und fühle mich ganz schwindelig vor Schuld.

In der Küche treffe ich auf Simon, dem es prächtig zu gehen scheint. Er ist eine unerschütterliche Frohnatur, mein Ehemann. Ein bisschen erinnert er an Jean-Paul Belmondo in *Außer Atem* und ein bisschen auch an einen menschlichen Bullterrier. Er hat einen breiten Mund und einen kräftigen Unterkiefer, und er streckt die Brust raus und packt alles, was er tut, mit einer kraftstrotzenden, übereifrigen Begeisterung an. Gerade bereitet er sich ein gewaltiges Männerfrühstück zu. Er dreht sich mit einer Pfanne voll brutzelndem Speck vom Herd weg, stellt sie ab und zerdrückt dabei herumliegende Eierschalen.

»Morgen, Schatz!«, ruft er gut gelaunt.

Ich überlege ... Sollte ich mich für gestern Abend entschuldigen? Oder er? Wo soll ich anfangen? Dann fällt mein Blick auf die Uhr – damit fange ich an.

»Liebling«, sage ich. »Es ist Viertel vor sechs, Herrgott!«
»Ich weiß«, entgegnet er. »Wir hätten schon vor zwanzig Minuten losfahren müssen.«

Ich wimmere: »Was?«

»Heute ist Samstag«, erklärt er. »Ich muss wirklich endlich aufmachen!«

Simon ist vor drei Monaten entlassen worden – er war Wertpapieranalytiker mit Schwerpunkt erneuerbare Energien. Seine schroffe, mannhafte Art, mit der Entlassung umzugehen: sich spektakulär besaufen und dann verschwinden. Erst nach vier Tagen kam er wieder nach Hause und verkündete, er habe »eine ganz phantastische Zeit« mit Edmundo verbracht und ein Café namens Kites' Paradise gekauft. (Und nein, keine Frau würde sich das Paradies so vorstellen. Das Café liegt in Hythe an der Küste von Kent und versorgt die Kitesurfer dort mit Kaffee und Fast Food.)

»Bald dürfte ganz schön was los sein«, versichert Simon mir. »Wir haben Flut und sehr kräftigen Wind!«

Er stellt mir eine Tasse Kaffee hin.

»Die Jungs habe ich schon geweckt«, sagt er.

Wie bitte? Der Tag ist soeben noch viel komplizierter geworden. »Die Jungs sind schon auf?«, entgegne ich ein wenig schrill.

»Jap!«, bestätigt Simon. »Sitzen beim Frühstück.«

Ich beuge mich vor und spähe um die Ecke ins Esszimmer, und da sitzen sie – meine Jungs.

Mein achtjähriger Sohn Hal isst Toast und liest in seinem

Lieblingsbuch *Cooking is fun*, das Karibik-Kochbuch dieses Fernsehkochs. Er ist ein schlaksiger Junge mit großen, wachsamen Rehaugen. Neben ihm sitzt sein fünfjähriger Bruder Tom und löffelt Cheerios. Ihm läuft die Nase. Als er mich sieht, hält er inne und grinst mich an, während Milch von seinem Löffel tropft. Dann tut er das, was er meistens tut, wenn er seine Mum entdeckt: Er fängt an, von Hunden zu reden.

»Mum«, setzt er an, »können wir noch einen Hund haben?«

Ich betrachte den Hund, der bereits bei uns lebt – einen Beagle namens Kipper, der sich des Öfteren den Kopf an Türen stößt. Es gäbe durchaus Gründe dafür, ihn durch einen neuen Hund zu ersetzen, aber das Thema will ich jetzt nicht vertiefen.

»Wir haben schon einen Hund«, erwidere ich. »Und einen Molch.«

»Aber wir könnten doch noch einen Hund haben«, schlägt Tom vor. Hunde sind sozusagen sein Steckenpferd – wenn er einmal davon anfängt, hört er nicht mehr auf.

Simon gießt Milch in meinen Kaffee.

»Moment mal«, flüstere ich ihm zu. »Warum sollen die Jungs mit an den Strand?«

»Sie lieben den Strand«, sagt er. »Ihr seid doch alle gern dort.«

»Schon«, stimme ich zu, »aber nicht bei diesem Sturm, und es ist noch stockdunkel. Was sollen sie denn da machen?«

»Ach ...« Er zuckt mit den Schultern. »Dir fällt schon was ein.«

»Wie bitte? Du glaubst, ich komme auch mit?«

»Warum denn nicht?«, erwidert Simon.

Er wirkt ehrlich überrascht. Seine dichten, schwarzen Augenbrauen sind zu einem Ausdruck unschuldigen Staunens hochgezogen.

»Was soll ich denn da machen?«, jammere ich.

»Was du willst«, antwortet Simon und strahlt mich an. Er ist fast unverschämt fröhlich. »Du musst ja nicht mitkommen, wenn du keine Lust hast.«

»Doch, das muss ich«, erwidere ich. »Du passt ja nicht auf sie auf.«

»Das ist nicht wahr!«

»Du versprichst jedes Mal, sie im Auge zu behalten«, zische ich, »und dann gehst du Kitesurfen!«

»Ach, das geht schon in Ordnung«, sagt er. »Edmundo kümmert sich in der Zeit um sie.«

»Ja, eben«, sage ich.

Edmundo ist Simons Partner bei diesem Kitters' Paradise-Projekt. Er ist ein redseliger Spanier mit kahlrasiertem Kopf und einem mächtigen Bart, der früher im großen Maßstab mit Marihuana gehandelt hat. Nicht das ideale Kindermädchen.

»Gib mir fünf Minuten«, sage ich. »Ich komme mit.«

Simon strahlt. Er ist so lächerlich stolz auf das Kitters' Paradise und freut sich, dass ich mitkomme.

»Super«, sagt er und drückt mich kurz an sich.

Ich will eigentlich immer noch sauer auf ihn sein, aber einen Moment lang fühle ich mich richtig gut.

Acht Minuten später gehe ich hinaus zu unserem *A-Team*-Van.

Simon liebt das *A-Team*, und vor einem halben Jahr hat er

einen exakten Nachbau des Vans gekauft – »ich muss doch meine ganze Kitesurfing-Ausrüstung transportieren!« –, der nun vor unserem Haus steht. Er ist schwarz, hat eine Schiebetür und ist aus irgendeinem Grund ein Linkslenker.

Als ich mich nähere, geht die Schiebetür auf. Hal lächelt mich von der mittleren Sitzreihe aus an. Mit der linken Hand krault er Kipper, der neben ihm sitzt. Er ist ein unglaublich ruhiges und unkompliziertes Kind, ganz anders als sein kleiner Bruder. Als ich mich gerade bücken will, um einzusteigen, schreit Tom: »Mumma!« Er hockt auf seinem Kindersitz wie ein wahnsinniger Frosch mit Rotznase. »Mumma!«, brüllte er noch einmal und breitet die Arme aus. Das ist ein Spiel, das Simon ihm beigebracht hat. »*Irch bin die Liebes-Monster!*«, ruft er mit seinem Liebesmonster-Akzent (der ein wenig polnisch klingt). »*Nimm mirch! Irch gehöre dir!*«, schreit er und wirft sich mir an den Hals. Das ist natürlich schmeichelhaft. Schön, dass er sich freut, mich zu sehen. Aber seine Umarmung fühlt sich eher wie ein Angriff an, bei dem ich mir den Kopf am Türrahmen stoße. Eigentlich bin ich sauer deswegen, aber ich sage nichts. Ich befreie mich von Tom und schnalle ihn an. In derart genervtem Zustand sollte niemand mit einem Kindersitz fertig werden müssen, aber ich schaffe es. Dann gehe ich nach vorn zum Beifahrersitz. Simon schaltet das Radio ein, und Jeff Buckley singt »Lilac Wine«, einen der schönsten Songs aller Zeiten.

»DJ Monster!«, schreit Tom. In der Uni hieß Simon aus irgendeinem mir unbekanntem Grund DJ Monster. »DJ Monster! Die. Musik. Mag. Ich. Nicht! Spiel den Monster-Mix!«

Simon soll bei der Hochzeit meines Bruders für die Musik sorgen – eine Aufgabe, der er sich mit rührender Hingabe widmet. Ja, das ist süß, aber er arbeitet jetzt schon seit zwei Monaten daran. Wenn er mal nicht im Kitters' Paradise ist, verschwindet er in seinem Zimmer über der Garage und arbeitet am »Monster-Mix«: Ein Remix aus klassischen Fernsehserien-Melodien und Schlagzeug und Bass, so richtig fett.

Als ich mich anschnalle, drückt Simon auf »Play«. Der Monster-Mix beginnt mit der *A-Team*-Titelmelodie. Schlagzeug, Helikopter-Sound. Simon verrenkt sich auf dem Sitz, um die Blicke der Jungs aufzufangen, und die drei lauschen aufgeregt dem berühmten Intro. Ab der Stelle »Also, wenn Sie mal ein Problem haben und nicht mehr weiterwissen ...« sprechen sie mit. Simon liebt diesen Spruch. Der Monster-Mix wiederholt ihn deshalb gleich noch zweimal.

Verdammt, denke ich, ich habe tatsächlich ein Problem. Aber ich glaube nicht, dass das *A-Team* es lösen könnte.

Der Refrain setzt ein: *TA-ta-TAAA* ... Simon will ein bisschen angeben, gibt Gas und lässt den Van rückwärts los-schießen.

Automatisch drehe ich mich um und vergewissere mich, dass den Jungs bei diesem Stunt nichts passieren kann. Alles in Ordnung, sie sind ja angeschnallt. Kipper jedoch nicht. Als Simon rückwärts losrast, fliegt der Hund vom Rücksitz, sein Kopf knallt gegen meinen und ich bekomme seine Zunge ins Gesicht. Hundesabber klebt auf meinen Lippen.

»Herrgott noch mal!«, schreie ich. »Halt an!«

Simon stellt den Motor ab. Die Musik verstummt.

»Was hast du denn jetzt?«, fragt er.
»Ich habe Kippers nasse Hundeschnauze direkt ins Gesicht bekommen!«
Das war natürlich das falsche Stichwort.
»Aber wir könnten uns doch einen neuen Hund holen«, schlägt Tom vor.
»Nein, können wir nicht«, übernimmt Hal meinen Part.
»Wir haben nämlich schon einen. Und einen Molch. Und du hast versprochen, sein Aquarium zu putzen!«
»Ich hab ja auch schon angefangen«, knurrt Tom.
»Was?«, werfe ich ein. »Tatsächlich?«
»Ja«, schmolzt er. »Ich habe ihn so lange in die Badewanne gesetzt.«
»Wie bitte? Der Molch sitzt in der Badewanne?«
»Also«, sagt Simon, »können wir jetzt endlich losfahren?«
»Nein, können wir nicht!«, brülle ich. »Jungs, aussteigen!«
»Ich hätte schon längst öffnen müssen«, fleht Simon.
»Fahr allein«, fauche ich. »Und sei um zwölf wieder da.«

Es ist 13.42 Uhr, und Simon ist noch nicht zurück. Das ganze Haus ist ein einziges Chaos. Action-Figuren kämpfen auf dem Fußboden. Plastikdinosaurier streifen über sämtliche Flächen. Die Jungs sind quengelig, weil sie so früh geweckt wurden. Außerdem haben sie Hunger. Wir haben schon eine ganze Packung Hobnobs gegessen (die meisten habe ich gegessen – das muss sich ändern), und jetzt versuche ich, das geplante Brathähnchen mit Mais und Reis zu kochen, doch dabei gibt es ein nicht unerhebliches Problem ... Ich habe keinen Reis.

Ich habe Simon schon vor Stunden eine SMS geschrieben, dass er bitte auf dem Heimweg welchen mitbringen soll.

Okay, hat er zurückgeschrieben, komme gleich, hab noch schnell was Geschäftliches mit Edmundo zu besprechen.

Simon und Edmundo pflegen eine dieser Männerfreundschaften, die schlimmer als Verliebtheit sind. Zu jeder Tages- und Nachtzeit reden sie aufgeregt über das Kitters' Paradise. Sie wollen »expandieren«. Sie haben »große Pläne« für die Speisekarte. Sie wollen Fußballspiele auf die Außenwand projizieren, damit Männer aus der ganzen Gegend sich davor versammeln können wie eine Herde neugieriger Kühe.

Ich müsste mich auch dringend mal wieder um meine Arbeit kümmern. Ich bin Malerin und gebe dreimal pro Woche Kunstunterricht an einer Sekundarschule in Ashford. Aber in sechs Monaten habe ich eine Ausstellung in der Horsebridge Gallery in Whitstable. Die Galerie bombardiert mich schon die ganze Woche mit E-Mails, da sie bald den Flyer drucken wollen und dafür noch den Titel meiner Ausstellung benötigen. Leider ist es ziemlich schwierig, einen Titel zu nennen, wenn man keinen hat. Es ist auch schwierig, sich einen auszudenken, wenn man zwei kleine Jungen an der Backe hat, von denen einer jetzt unbedingt kochen will und der andere bereits seit Stunden über Hunde redet.

Jetzt ist er plötzlich still. Himmlisch – als würde ein Presslufthammer vor dem Haus plötzlich verstummen. Ich erkenne, warum: Er sitzt auf dem Boden, streichelt Kipper und hat gerade einen Filzstift gefunden, mit dem er nun einen Hund malt.

Das überrascht mich nicht, er malt nie etwas anderes. Das Problem ist nur: Er malt auf der Schranktür. Daran sollte ich ihn wohl hindern, aber im Augenblick könnte er diese

Schranktür von mir aus auch verbrennen, wenn er nur Ruhe gibt.

Irgendwo klingelt mein Handy.

Natürlich finde ich es nicht. Ich suche an den üblichen Stellen: auf dem Tischchen im Flur, in meiner Handtasche und sogar im Badezimmer (wo immer noch der verdammte Molch in der Badewanne sitzt). Als ich es endlich in meinem Atelier orte, hört es auf zu klingeln. Wut flammt in mir auf, doch dann sehe ich, dass der Anruf von meiner Mutter war, und bin erleichtert.

Ich blicke mich im Atelier um. In den letzten drei Tagen habe ich es kaum betreten, und die Luft ist vorwurfsvoll stickig. Ein vertrockneter Ohrenkneifer klebt am Fenster. Meine alten Bilder lehnen traurig und ungeliebt an der Wand. Sie sind Mist. Na ja ... technisch sind sie gut gemalt, das sehe ich, aber ihnen fehlt diese Eindringlichkeit, die dem Betrachter sagt, dass eine Geschichte in ihnen steckt. Ich bin sicher, dass meine Bilder die mal hatten. Nur wie finde ich sie wieder?

Wohl kaum mit Hilfe eines Handys. Argwöhnisch blicke ich auf das schmierige Display, um meine neuen Nachrichten zu lesen. Stimmen in meinem Kopf schreien: »Nein, nicht nach neuen Nachrichten sehen! Dabei kommt nie etwas Gutes heraus!« Aber ich kann nicht widerstehen und öffne mein Postfach.

Es ist, als hätte ich ein verstopftes Rohr aufgeschraubt. Ein giftiger Strahl schießt hervor. Ich habe achtundzwanzig neue E-Mails. Die meisten sind Spam. Dazu zwei von Schülern, die Fragen zur Studienwahl haben. Drei von der Galerie. Sie wollen endlich den Titel meiner Ausstellung

wissen. Schon auf den ersten Blick sehe ich, dass die meisten Nachrichten mir Kopfzerbrechen bereiten werden. Und alle steigern meine Anspannung. Da ist sogar eine von meiner Mum – der Urschöpferin der Scham. Sie hat ihre E-Mail als »Dringend« markiert. Argh ... ich hasse es, wenn jemand das macht. Es bedeutet, dass die Nachricht schon vor dem Öffnen Stress verursacht und ich sie gar nicht erst lesen will.

Als könnte Mum meine Nähe zum Telefon spüren, ruft sie wieder an. Ich sehe sie vor mir mit ihrem kurzen grauen Haar à la Judi Dench, wie sie ungeduldig vor ihrem Telefon auf und ab läuft. Ich hole tief Luft und gehe ran.

»Hallo!«, sagt sie, und schon dieses eine Wort klingt fieberhaft hektisch.

»Hallo, Mum«, sage ich und werde ganz still. Das mache ich immer so bei ihr. Still und starr wie ein Maulwurf, der sich vor einer Eule versteckt.

»Soll ich nachher mal vorbeikommen?«, fragt sie.

Die kurze Antwort darauf lautet natürlich: nein.

Mum kommt zwei-, dreimal pro Woche vorbei und bringt fast immer irgendwelchen Krempel mit. Letzte Woche waren es zwei Liegestühle und ein Sandwichtoaster.

»Ich habe hier Sachen von deinem Dad für dich«, erklärt sie.

Ich gebe es zu: Das Wort »Dad« erregt einen Hauch von Neugier. Aber Dad hat uns 1976 verlassen – was immer er zurückgelassen haben mag, es kann nichts Wichtiges gewesen sein. Wohl eher so etwas wie einen Squash-Schläger, ein paar alte Taschenbücher oder Schuhe.

»Mum«, erwidere ich, »ich will Dads Sachen nicht. Die deprimieren mich nur.«

»Warum?«, fragt sie empört und beleidigt.

»Weil sie vierzig Jahre lang auf deinem Dachboden lagen und weil sie Dad gehört haben.«

»Ach«, gibt Mum zurück, »dein Vater konnte auch ganz lustig sein.«

Das ist eines von Mums Lieblingsthemen: dass mein Vater auch ganz lustig sein konnte. Anscheinend liebte er seine Ziehharmonika. Hat auf Partys immer darauf gespielt. Also ... kann ja sein, dass Dad ein toller Hecht war, wenn er auf Partys sein Akkordeon spielte, aber der Punkt ist: Er hat nicht auf *meinen* Partys gespielt.

»Mum«, sage ich, »ich kann mich an den Mann nicht mal erinnern.«

»Also, ich finde das unmöglich. Meinst du nicht, dass du dich an ihn erinnern solltest?«

Ich ignoriere die Wörter »unmöglich« und »solltest« – die klassischen Mum-Wörter, ihre wichtigsten Waffen auf ihrem Feldzug der Schuldzuweisung.

»Und ich will nicht, dass seine Sachen hier im Weg herumliegen«, fahre ich fort.

»Na ja«, seufzt Mum, »jetzt habe ich schon alles im Auto. Ich komme schnell vorbei und zeige sie dir.«

Verdammt noch mal.

»Prima«, sage ich so freundlich wie möglich. »Ich freue mich auf dich.«

»Bis dann!«, ruft sie.

»Bis dann.«

Zum Telefonieren bin ich in die Hocke gegangen.

Als ich mich wieder aufrichte, wird mir kurz schwindelig. Das habe ich öfter. Es liegt angeblich daran, dass ich so

groß bin und ehrlich gesagt etwas übergewichtig. Ich mag diese Schwindelanfälle sogar. Sie kommen mir vor wie eine kurze Pause von der Wirklichkeit.

Doch als mein Kopf wieder klar wird, kehrt auch die Anspannung zurück. Warum sollte ich mich an meinen Vater erinnern? Ich finde, ich habe ihn aus gutem Grund vergessen.

»Mum!«, brüllen die Jungs. »Das Essen brennt an!«

Ich eile in die Küche zurück, um die Pfanne vom Herd zu nehmen. Dann wende ich mich den Jungs zu, die mich erwartungsvoll beobachten. Kurz herrscht Schweigen.

Tom bricht es. »Aber wenn Kipper stirbt«, sagt er, »können wir einen neuen Hund haben!«

Oh Gott, nicht das schon wieder.

Ich schaue auf die Uhr und stelle fest, dass Simon schon vor zwei Stunden hätte kommen sollen, verdammt noch mal. Ich könnte ihn umbringen. Ganz sicher ist er noch irgendwo was trinken gegangen. Dabei habe ich ihm gesagt, dass er das lassen soll.

»Mum«, quengelt Tom ungeduldig. Er glaubt offenbar, ich hätte ihn nicht gehört, doch da irrt er sich. Ich höre alles, und das ist genau das Problem. »Mum!«, wiederholt er noch lauter. »Ich habe gesagt ... wenn Kipper stirbt, könnten wir doch einen neuen Hund kaufen. Ich finde, er könnte braun sein mit ganz dickem Fell und so groß, dass ich auf ihm reiten könnte, Mummy!«

Die Maiskolben kochen über.

»Er könnte so groß sein«, wiederholt Tom, »dass ich auf ihm reiten könnte, Mummy. Wäre das nicht toll?«

»Nein«, fauche ich plötzlich und schaffe es gerade noch, nicht zu schreien.

»Aber warum nicht?«, jammert Tom.

»Weil ich keinen großen Hund haben will!«, erwidere ich, und obwohl ich das eigentlich nicht wollte, brülle ich jetzt doch.

Tom verstummt.

Einen Augenblick lang fühle ich mich gut. Meine Wut hat ihn eingeschüchtert. Doch zwei Sekunden später, so wie der Donnerschlag auf den Blitz folgt, brechen die Schuldgefühle über mich herein, und ich schäme mich fürchterlich.

Ich fühle mich plötzlich wieder wie als kleines Kind, wie damals, als meine Mutter vor mir stand und brüllte: »Du bist ein furchtbar umgezogenes Mädchen und du gehst jetzt sofort in dein Zimmer!«

Meine beiden Söhne sehen mich besorgt an.

»Mum«, fragt Hal, »geht's dir nicht gut?«

Seine großen, sensiblen Augen sind voller Sorge. Er trägt seine neue Kochmütze, mit der er unglaublich süß aussieht. Ich fühle mich mies, weil ich so geschrien habe.

»Das Problem ist«, sage ich ruhig, »dass mir einfach kein Titel für meine neue Ausstellung einfällt.«

»Ich könnte dir doch helfen!«, sagt Hal.

»Danke«, entgegne ich, womit ich aber eigentlich sagen will: Nein, kannst du nicht. Ich weiß ja selber noch nicht einmal, ob ich mir irgendetwas Avantgardistisches ausdenken sollte, um damit das Interesse der Kunstwelt zu wecken, oder ob ich einfach Dinge malen soll, die mir gefallen, was am Ende kommerzieller aussehen würde. »Außerdem«, versuche ich das Thema zu wechseln, »brauchen wir Reis. Kommt, wir fahren schnell zur Tankstelle und kaufen welchen.«

»Mum ...«, setzt Hal zu seinem Standardwiderspruch an,
»Müssen wir wirklich?«

Sein Bruder Tom ist weniger diplomatisch. »Ich will nicht mitfahren«, sagt er warnend.

Ich seufze und wäge ab. Die Tankstelle ist drei Kilometer weit weg. Das ist das Problem, wenn man so abgelegen auf dem Land wohnt. Aber wenn ich mich beeile, schaffe ich es in zwölf Minuten hin und zurück. So lange dürfte eigentlich nichts passieren. Außerdem muss ich unbedingt mal hier raus.

Wenn ich nur zwölf Minuten für mich hätte, könnte ich mir zumindest ein Thema für diese Ausstellung ausdenken. Noch ein einziger weiterer Tag ohne jedes Konzept dafür, und ich kann mir die Kugel geben.

»Also gut«, sage ich, »ihr zwei bleibt hier. Ich mache euch den Fernseher an.«

Ja, ich weiß ... streng genommen ist das gesetzeswidrig, aber meine Kinder sind begeistert.

»*Televisioneee!*«, jubelt Hal mit einem Akzent, der wohl italienisch sein soll, und wedelt mit den Armen wie ein flatterndes Huhn. Dann merkt er, dass Tom schon losgesaust ist. Hal läuft Gefahr, die Kontrolle über die Fernbedienung zu verlieren. Also sprintet er ins Wohnzimmer wie das schnellste Huhn von Italien, das gerade vor einem Fuchs davonrennt.

Im Flur bleibe ich neben dem großen Haufen Schuhe stehen. Wenn man das Haus verlässt, gibt es diese eine magische Minute, in der man plötzlich daran denkt, die Handtasche mitzunehmen und diesen Brief, den man schon letzte Woche einwerfen wollte.

Mein ganzes Leben ist wie diese eine magische Minute. Das Problem ist nur, dass mir ständig etwas dazwischenkommt.

Diesmal ist es der Hund. Kipper fährt liebend gern Auto, vor allem, wenn wir allein unterwegs sind und er vorne sitzen darf. Er sieht sich dann wohl als Navigator. »Na gut, du kannst mitkommen«, sage ich in diesem besonderen Tonfall, in dem ich immer zu unserem Hund spreche, und Kipper wedelt freudig mit dem Schwanz. Ich öffne die Haustür. Sonnenschein fällt herein, und wir laufen einträchtig nebeneinander zu meinem zerbeulten alten Ford. Mein Auto sieht gar nicht gut aus. Ein Reifen hat sichtlich zu wenig Luft, und dort, wo der Außenspiegel abgerissen wurde, hängt nur ein Gewirr an Drähten heraus.

»Hopp!«, befehle ich und halte Kipper die Tür auf. Er springt auf den Fahrersitz und hüpft dann noch eins weiter. Auf dem Beifahrersitz legt er die Vorderpfoten aufs Armaturenbrett und blickt durch die Windschutzscheibe nach draußen wie ein alter Seemann, der aufs Meer hinausschaut. Ich streichle das wunderbar weiche Fell auf seinem Kopf.

»Braver Junge!«, lobe ich ihn und fahre los.

Unsere kleine Siedlung besteht aus drei Häusern. Wir wohnen im ersten. Im zweiten, einem Bungalow, lebt Mrs. Eden. Sie ist sehr alt und lässt sich nur selten blicken. Das dritte Haus ist genau genommen ein Bauernhof, der richtigen, echten Bauern gehört, den Newsomes. Im Vorbeifahren mustert Kipper den Vorgarten und scheint sich darüber zu wundern, dass dort Hühner gefahrlos frei herumlaufen können.

Ich werfe einen Blick auf die Uhr. 13.59 Uhr. So schnell wie

möglich fahre ich den Hügel hinauf. Bedauerlicherweise kommt mir ein Jeep entgegen und ich muss abbremsen. Vorsichtig weiche ich dem anderen Auto aus und winke. Das ist eine eigenartige ländliche Tradition: Fährt man an jemandem vorbei, muss man ihm freundlich zuwinken. Das ist aber gar nicht so einfach, wenn man gleichzeitig aufpassen muss, nicht den steilen Straßenrand hinabzurutschen und im Feld daneben zu landen, und wenn einem außerdem gerade gar nicht freundlich zumute ist.

Jetzt kann ich wieder Gas geben. Als ich das Radio anschalte, singt Amy Winehouse gerade »Back to Black«, was ich sogar noch lieber mag als »Lilac Wine«. Amy und ich trällern gemeinsam: »*We only said goodbye with words ...*« Dann werden wir unterbrochen.

»Achtung, eine Verkehrsmeldung«, verkündet ein Mann, der sich offenbar sehr wichtig vorkommt und mir irgendwas von einem Stau bei Dover erzählt. »Halt die Klappe«, brülle ich – es fühlt sich gut an, meinen Frust an diesem leblosen Objekt auszulassen – und haue so energisch auf den Knopf des Radios, dass ich mir einen Fingernagel abbreche. Dann trete ich wieder aufs Gas.

Während ich den Hügel hinaufraufe, tauchen in meinem Kopf verschiedene Fragen auf. Wie stellt man diese Verkehrsmeldungen ab? Warum empfinde ich eine derart rasende Wut? Wie schlimm ist es, kleine Kinder mit einem Fernseher als Babysitter allein zu lassen? Und wie lange wird Tom davor sitzen bleiben? Drei Wochen, wenn der Zeichentrick-Kanal läuft. Aber was ist, wenn Hal aufs BBC-Kinderfernsehen umgeschaltet hat? Dann könnte Tom schon jetzt auf dem Weg in die Küche sein, um einen Turm aus Messern und Elektrogeräten zu errichten. Ist das

eine dumme Vorstellung? Wird es dadurch wahrscheinlicher, dass ich es mir vorgestellt habe?

Diese unbändigen Gedanken schießen in meinem Kopf herum wie die Wagen beim Autoscooter, während ich bergauf der Kurve entgegenrase. Ja, mir ist klar, dass ich eine ganze Reihe Fehler begehe, aber genau das ist das Problem mit Fehlern: Wenn man erst mal einen macht, kommen blitzschnell noch weitere hinzu. Alles, was ich tue, ist eine einzige lange Liste von Fehlern ...

Ich erreiche die Stelle, wo der Weg durch ein kleines Wäldchen an der Hügelflanke führt. Die Straße macht hier eine scharfe Rechtskurve. Ich werfe einen Blick auf die Uhr, die jetzt 14.00 anzeigt.

Ich brems nicht ab und nehme die Kurve mit ordentlich Tempo. In diesem Moment taucht ein Van vor mir auf, der ebenfalls sehr schnell fährt. Ich will auf die Bremse treten und treffe stattdessen das Gaspedal. Dann reiße ich das Lenkrad nach links herum, doch das genügt nicht mehr, um dem Van auszuweichen, und er kracht von rechts in meine Motorhaube.

Daraufhin scheint die Zeit beinahe stillzustehen. Ganz im Gegenteil zu meinem Wagen, der über den Straßenrand hinaus und auf die Bäume zuschießt. Einen Augenblick lang habe ich das Gefühl zu fliegen. Es kommt mir fast normal vor und gar nicht schlimm.

Dann prallt mein Auto gegen einen Baum. Die Windschutzscheibe zerbricht, und Kipper fliegt über das Armaturenbrett. Der Wagen kracht gegen einen weiteren Baum. Und gegen noch einen. Er wird einmal quer durch das kleine Wäldchen geschleudert. Die Bäume bremsen den Flug ab, und das Auto landet mit dem Kühlergrill voran auf

dem Boden. Ein ungeheurer Lärm ist zu hören, als der gesamte Motorraum in sich zusammengeschoben wird.

Doch der Wagen hat immer noch Schwung. Er überschlägt sich und landet mit einem weiteren heftigen Krachen auf dem Dach. Einen kurzen Augenblick lang sehe ich den Boden, der sich über meinem Kopf schließt. Ich sehe einen Spielzeug-Dinosaurier, der auf dem Armaturenbrett gelegen hat. Er scheint hochzuspringen, als die grüne Decke auf uns herabsinkt.